



FESTIVAL DE CANNES
2025 OFFICIAL SELECTION
COMPETITION

ROMERÍA

DER NEUE FILM VON CARLA SIMÓN



UNA PRODUCCIÓN DE ELÁSTICA EN CO-PRODUCCIÓN CON VENTALL CINEMA, DOS SOLES MEDIA, ROMERÍA VIGO, A.I.E., con LLÚCIA GARCÍA, MITCH, TRISTÁN ULLOA, MIRIAM GALLEGÓ, SARA CASASNOVAS, ALBERTO GRACIA, MARINA TRONCOSO, JOSÉ ÁNGEL EGIDO, JANET NOVIAS, CELINE TYLL
DIRECCIÓN DE FOTOGRAFÍA: HÉLÈNE LOUVART MONTAÑA, SERGIO JIMÉNEZ, ANA PIAFF COMPOSICIÓN: ERNEST PIPO CASTING: MARÍA RODRIGO, IRENE ROQUE DIRECCIÓN ARTÍSTICA: MÓNICA BERNIUM VESTUARIO: ANNA AGUILA DIRECCIÓN DE PRODUCCIÓN: ELISA SIRVENT ASISTENTE DE DIRECCIÓN: DANIELA FORN MAYOR MAQUILLAJE: PATY LÓPEZ, LÓPEZ PELLOQUERA, PABLO RODRÍGUEZ H.
SONIDO DIRECTO: EVA VALINO SUPERVISOR DE SONIDO Y MECLAJADOR: ALEJANDRO CASTILLO CO-PRODUCCIÓN POR: OLIMPIA PONT CHÁFER, ANGELS MASOLANS PRODUCCIÓN POR: MARÍA ZAMORA GUION Y DIRECCIÓN POR: CARLA SIMÓN

UNA PRODUCCIÓN DE **elastica** EN CO-PRODUCCIÓN CON **VENTALL** **dossoles** **IC3C** **eurimages** **ic3C** **AGENCIA GALEGA DA INDUSTRIA CULTURAL** **Co-financiado por la Unión Europea** **Fondos Europeos**
CON LA FINANCIACIÓN DE **FEA++** **MOI/N** **Europe Creative MEDIA** **rtve** **M+** **NETFLIX** **acot+** **G** **TV** **iCo** **EN CO-PRODUCCIÓN CON** **arte** **EN ASOCIACIÓN CON** **THIS POST REPUBLIC** **AD VITAL** **777.2** **elastica**
UNA CO-PRODUCCIÓN HISPANO-GERMANA **Schwerpunktprogramm Europäische Filmkommission** **Produktion des Bundes** **MEDIA** **cineworx**

«Romería»

Ein Film von Carla Simón

Mit Llúcia Garcia, Mitch, Tristán Ulloa, Alberto Garcia, Miryam Gallego

Kinostart Deutschschweiz: 16. April 2026

Kinostart Romandie: 08. April 2026

Drama, Spanien/Deutschland 2025

DCP, Farbe, 114 Min.

OV: Spanisch

UT: Deutsch und Französisch

KONTAKT

PRESSE

Prosa Film

mail@prosafilm.ch

www.prosafilm.ch

+41 44 271 17 00

+41 79 409 46 04

VERLEIH

Cineworx GmbH

info@cineworx.ch

www.cineworx.ch

+41 61 261 63 70

1. Synopsis

Marina, die als Kind adoptiert wurde, muss einen Teil ihrer biologischen Familie wiederfinden, um ein standesamtliches Dokument für ihr Studium zu erhalten. Geleitet von dem Tagebuch ihrer Mutter, das sie nie entbehrt hat, reist sie an die spanische Atlantikküste und trifft dort auf einen Teil ihrer Familie väterlicherseits, den sie nicht kennt. Marinas Ankunft lässt die Vergangenheit wieder erwachen. Indem sie die Erinnerung an ihre Eltern wieder aufleben lässt, entdeckt sie die Geheimnisse ihrer Familie, das Unausgesprochene und die verborgenen Geschichten.

«Romería», der dritte Spielfilm von Carla Simón, der im offiziellen Wettbewerb der Filmfestspiele von Cannes 2025 präsentiert wurde, schliesst eine Trilogie über das familiäre Gedächtnis ab, die mit «Summer 1993», dem besten Erstlingsfilm bei der Berlinale 2017, und «Alcarràs», dem Goldenen Bären 2022, eingeführt wurde. Inspiriert von ihrer eigenen Geschichte, bietet ihr neuer Film eine sensible Meditation über das Erbe, das Vergessen und den inneren Neuanfang.



Lúcia Garcia als Marina und Mitch als Nuno

2. Regisseurin Carla Simón

Biografie

Carla Simón (geboren 1986) ist eine Filmautorin und Regisseurin. Aufgewachsen in einem kleinen katalanischen Dorf bei Verwandten aus ihrer grossen Familie, studierte sie zunächst Audiovisuelle Kommunikation in Barcelona und anschliessend Film an der London Film School. Ihr erster Spielfilm «Summer 1993» (2017) wurde unter anderem mit dem Debütpreis und dem Grand Prix – Generation Kplus auf der Berlinale, drei Goyas und einer Nominierung zum Europäischen Filmpreis ausgezeichnet und war die spanische Nominierung zum Oscar als Bester Internationaler Film. Ihr zweiter Film «Alcarràs» (2022) erhielt unter anderem den Goldenen Bären der Berlinale als Bester Film, drei Nominierungen zum Europäischen Filmpreis und sechs Katalanische Filmpreise Gaudí. Im gleichen Jahr drehte sie den Kurzfilm «Letter to My Mother for My Son», der auf der Giornate degli Autori des Filmfestivals von Venedig uraufgeführt wurde.



Llúcia García als Marina

Filmografie

2025	«Romería»
2022	«Letter to My Mother for My Son» (Kurzfilm)
2022	«Alcarràs»
2020	«Escenario 0» (Fernsehserie, 1 Folge)
2020	«Correspondencia» (Kurzfilm)
2019	«Danach Auch» (Kurzfilm)
2017	«Summer1993»
2016	«Llacunes» (Kurzfilm)
2015	«Las pequeñas cosas» (Kurzfilm)



Llúcia García als Marina

3. Interview mit Carla Simón

Sie beschäftigen sich in Ihrem neuen Film wieder mit dem Thema der Familie. Warum ist das so zentral in Ihrer Arbeit?

Das hat viel mit meiner persönlichen Geschichte zu tun. Als kleines Kind verlor ich meine Eltern, die an AIDS starben. Ich lebte dann bei meiner Tante und meinem Onkel, einer neuen Familie, die auch Teil meiner eigenen war. Für viele ist Familie etwas, das einfach da ist, aber bei mir mussten sich diese Beziehungen erst aufbauen. Dazu kommt, dass meine leibliche und meine Adoptivfamilie sehr gross sind: Es gibt viele Geschwister, Cousins und Cousinen, Onkel und Tanten, Grosseltern. Ich war immer von einer grossen Familie umgeben und hatte ihre Dynamiken vor Augen. Es gibt darin eine tiefe Liebe, aber auch Wunden, Traumata und Aspekte, mit denen schwer umzugehen ist. In dieser Mischung steckt viel Material, um menschliche Geschichten zu erzählen.

Marina, die Protagonistin von «Romería», filmt während ihrer Reise mit einer Videokamera, als ob sie diese Welt besser verstehen wollte. War das Kino auch für Sie eine Möglichkeit zu verarbeiten, was Sie nicht immer verstanden haben?

Mein Wunsch zu erzählen, hat sicher viel damit zu tun, dass ich in Umgebungen aufgewachsen bin, die so voller Geschichte stecken. Irgendwann hatte ich das Bedürfnis, sie zu porträtieren, um mich selbst und die Menschen um mich herum besser zu verstehen. Ohne das Kino, glaube ich, hätte ich nicht viel über meine Familie erfahren. «Romería» ist auch ein Film über das Bedürfnis geworden, Filme zu machen, auch wenn das nicht die ursprüngliche Idee war. Dass die Hauptfigur eine Kamera dabei hat, war etwas, das beim Schreiben des Drehbuchs auftauchte. Mir wurde bewusst, dass sie dadurch eine viel aktivere Figur wurde. Für mich war das etwas ganz Natürliches, weil das alles aus einer sehr persönlichen Erfahrung heraus entstanden ist. Am Ende ist diese Kamera sehr wichtig geworden, und ich glaube, dass man den Film neben anderem auch als eine Geschichte darüber sehen kann, wie sich der Blick als Filmemacherin entwickelt.

Hilft Ihnen das Kino, sich von einem bestimmten Gefühl des Unverständnisses oder des Unbehagens im Zusammenhang mit Ihrer Familiengeschichte zu befreien?

Ja, ich denke schon. «Romería» ist vor allem ein Film über die Erinnerung und über das Bedürfnis, uns selbst zu erklären und eine Erzählung zu finden, die dem, was wir sind, einen Sinn gibt. Aber er kommt auch aus einem gewissen Gefühl der Vergeblichkeit: Was passiert, wenn

man diese Erzählung nicht hat, wenn dir niemand um dich herum überzeugend sagen kann, woher du kommst und wer du bist? Bei mir war das Kino das Werkzeug, um mir diese Erzählung zu erfinden, sie für mich selbst zu bauen. Die Bilder, die ich schaffe, kommen aus der Imagination, aber auf der Leinwand werden sie wirklich. Das erzählt von unserer Freiheit zu erfinden, wenn wir keine klare Version unserer Geschichte haben. Es geht in dem Film darum, dass die Erinnerung weder objektiv noch verlässlich ist, sie ist etwas zutiefst Subjektives. Was wir erleben, ist bereits geschehen, aber jedes Mal erinnern wir uns anders daran, und jeder tut es auf seine Weise. Für mich war es befreiend zu akzeptieren, dass es Dinge gibt, die ich nie erfahren werde. Selbst wenn meine Eltern hier wären und mir ihre Version erzählen würden, wäre das keine absolute Wahrheit.

In «Romería» geht es um die Bereitschaft, die eigene Geschichte so zu akzeptieren, wie sie ist, ohne Auslassungen, mit ihren leuchtenden und ihren extrem schmerzhaften Aspekten.

Ja, absolut. Das war etwas, worüber wir mit dem Team viel gesprochen haben. Es war uns klar, dass wir den Schmerz vermitteln mussten, ohne über die von meinen Eltern inspirierten Figuren zu urteilen oder zu richten, aber auch ohne sie übertrieben zu romantisieren. Wir mussten die richtige Balance finden. Diesen Ton zu treffen, war sehr wichtig, das ist ein heikles Terrain. Der Film ist auch das Porträt einer Generation, die im Spanien der 80er-Jahre jung war, die in vielen Familienerinnerungen aber nicht vorkommt, weil es so viel Schmerz dahinter gibt: Heroin, Überdosen, AIDS, der frühe Tod so vieler Menschen ... Das alles ist Teil unserer historischen Erfahrung, aber wir haben es noch nicht akzeptiert. Für mich war es sehr wichtig, diese Geschichten wiederzufinden und als Teil dessen zu akzeptieren, was uns ausmacht, um normal und vor allem ohne Wertung darüber reden zu können. Ich denke, dass wir als Gesellschaft diese Aufgabe noch zu erledigen haben: Diesen Teil unserer Geschichte mit dem Respekt anzuerkennen, den er verdient.

Warum, glauben Sie, gibt es diese narrative Leerstelle in Bezug auf diese Generation?

Zum einen sind viele der Protagonist*innen gestorben, sie sind nicht mehr da, um die Geschichten zu erzählen. Es gibt eine grosse Kluft zwischen den Generationen. Hier geht es um eine Generation, die in den letzten Jahren der Diktatur aufgewachsen ist und die nach Francos Tod mit allem Etablierten gebrochen hat: mit dem, was sie zu Hause, in der Schule, in der Kirche, in der Gesellschaft gelernt hatte. Das hatte einen sehr starken Einfluss auf unsere Generationen, die danach kamen. Der Freiheitsschub damals war enorm, er hatte sehr positive

Folgen, aber einige bezahlten einen hohen Preis dafür. Mit der Freiheit nach der Diktatur kam eine Art Impuls, eine Notwendigkeit, alles auszuprobieren, zu experimentieren, um jeden Preis. Das wurde, zusammen mit dem fehlenden Wissen über bestimmte Drogen, schliesslich zu einer Bombe. Für viele endete es schlecht. Die Geschichte von HIV ist in jedem Land sehr unterschiedlich, in den USA zum Beispiel war sie eng mit der homosexuellen Community und ihrer Stigmatisierung verbunden. In Spanien, wo auch viele Schwule daran gestorben sind, wird HIV aber vor allem mit der Heroinkrise in Verbindung gebracht. Immer noch gibt es Schuldgefühle, Tabus, und viele Familien waren nicht in der Lage oder wussten nicht, wie sie mit diesem Schmerz umgehen sollten. Deshalb gibt es so wenige Geschichten zu diesem Thema.



Llúcia García als Marina und Tristán Ulloa als Lois

Vor dem autobiografischen Hintergrund Ihres Films: Haben Sie die Reise Ihrer Protagonistin Marina nach Galicien selbst einmal unternommen? Und was bedeutet «Romería»?

Die Geschichte hat einen autobiografischen Ausgangspunkt, aber wir haben viele Dinge in dieser nun völlig fiktionalen Geschichte verändert. Die Reise im Film basiert auf verschiedenen Reisen, die ich gemacht habe, sie hat mit meinen Erfahrungen zu tun, aber sie geht darüber hinaus, denke ich. Ich bin 2004 nicht nach Galicien gefahren, sondern nach Madrid, um zwei meiner Onkel zu treffen. Die Reise nach Galicien kam viel später, und die Konstellation, die ich im Film zeige, hat nicht viel mit meiner Familie väterlicherseits zu tun.

Was «Romería» betrifft: Das ist ein Begriff, der vor allem in Südspanien eine Wallfahrt zu einem Schrein oder einer Eremitage bezeichnet. In Galicien und Nordspanien wird er aber auch in einem anderen Sinne verwendet, nämlich als Synonym für ein Volksfest. In unserem Film sind beide Bedeutungen des Wortes präsent, sowohl das Fest als auch die spirituelle Reise.

Wie haben Sie die Tagebücher Ihrer Mutter in den Film integriert?

Eigentlich waren es keine Tagebücher, sondern Briefe, die sie aus Galizien und anderen Orten an ihre Freunde schrieb und die ich vor einiger Zeit von einer ihrer engen Freundinnen und einer Cousine von ihr bekommen habe. Das war eine grosse Entdeckung, weil ich zum ersten Mal fast das Gefühl hatte, sie sprechen zu hören. Ich hatte vorher nie etwas, das so nahe an ihr war; bis dahin hatte ich sie nur durch ein kleines Video und eine Handvoll Fotos gekannt. Diese Briefe waren viel reicher. Ich beschloss, sie für den Film zu verwenden und sie in die Form eines Tagebuchs zu verändern, mit wenigen Eingriffen, um sie klarer zu machen oder bestimmte Nuancen hervorzuheben. Mit der Traumsequenz nutzen Sie ein formales Mittel, das mit dem Naturalismus bricht, den man von Ihren Filmen kennt.

Der Naturalismus ist etwas, an das ich weiter glaube, aber es interessiert mich auch, weiterzugehen und andere Formen zu erkunden. Als wir «Summer 1993» im Kino zeigten, habe ich immer erzählt, dass man keine Erinnerungen schaffen kann, wenn man sie nicht hat. Aber in den letzten Jahren ist mir klar geworden, dass man sie doch schaffen kann – oder mindestens versuchen kann, sie zu imaginieren. Daraus hat sich die Idee für die traumartige Sequenz entwickelt. Marina bekommt dadurch die Möglichkeit, ihre eigene Geschichte aus ihrer Imagination heraus zu gestalten. Das ist, glaube ich, eine sehr kraftvolle und gangbare Möglichkeit, um der Wahrheit dessen näher zu kommen, was man erlebt hat. Dabei haben mich

Filme wie Die Zeit mit Monika, die Wüstenszene in Zabriskie Point oder die Protagonisten von More inspiriert, junge Hippies, die auf Ibiza mit Drogen experimentieren; aber auch. Gemälde der galicischen surrealistischen Malerin Maruja Mallo. Es ist eine traumartige Sequenz in «Romería», aber kein wirklicher Traum, das wollte ich nicht.

Wie hat sich Ihr Kino seit Ihrem Debüt Verano 1993 verändert?

Ich versuche, mit jedem Film ein neues Feld zu erkunden. In «Romería» erzähle ich von einer ganz anderen Art von Familie als in Verano 1993 oder «Alcarràs». Ich wollte den ländlichen Raum verlassen und andere Räume erkunden, das Meer, eine städtischere und gesetztere Umgebung.

Das Projekt war mit vielen Risiken verbunden, aber ich hatte Lust, mich dem auszusetzen. Das Drehbuch von «Romería» hat eine präzisere Struktur, die Episoden sind sehr genau abgezirkelt, was bei Verano 1993 oder «Alcarràs» weniger der Fall war. Da konnten wir es uns im Schnitt erlauben, eine Szene umzudrehen, mit ihr zu spielen. In «Romería» waren diese Veränderungen aufgrund der Kapitelstruktur nicht möglich. Alles war genauer gebaut und bemessen, es gab weniger Spielraum. Das war eine neue Erfahrung für mich, auch im Schnitt. Der Film hat durch den traumartigen Teil ausserdem eine andere Tonalität. Obwohl es eine Kontinuität in den Themen und im Ton gibt, bringt «Romería» eine neue Perspektive und einen anderen formalen Ansatz mit.

Wie haben Sie in diesem Film mit den Schauspielerinnen und Schauspielern gearbeitet?

Das war sehr ähnlich wie bei den vorherigen Filmen, sowohl bei der Auswahl der Schauspieler*innen als auch bei den Proben. Wir haben viel Zeit zusammen verbracht, damit sie in der Lage waren, sich wie eine Familie zu fühlen, damit sie die familiären Beziehungen, von denen der Film erzählt, für sich schaffen konnten. Der Ausgangspunkt waren Improvisationen über Ereignisse innerhalb der Familie, die vor den Ereignissen im Film stattfanden, so dass die Schauspieler*innen sich einen gemeinsamen Hintergrund schaffen konnten. Für die Proben haben wir uns wie vorher viel Zeit genommen, insgesamt drei Monate.

In «Romería» arbeiten Sie, mit einigen Ausnahmen, wieder mit professionellen Schauspieler*innen. Warum?

Wir hatten zusammen mit der Casting-Direktorin entschieden, dass wir mit Schauspieler*innen arbeiten wollten, die eine echte Verbindung zu Galicien haben – nicht so sehr wegen der



Llúcia Garcia als «Marina» am dokumentieren

Sprache, denn die Familie im Film spricht Spanisch, sondern weil sie wissen, was in den achtziger Jahren in dieser Gegend passiert ist. In dieser Zeit war das der Ort, wo die Drogen ins Land kamen. Wir wollten, dass die Schauspieler*innen eine tiefere Verbindung zu der Geschichte haben, einen persönlichen Zugang, der es ihnen ermöglicht, den Figuren auf originäre Weise nahe zu kommen. Wenn wir fragten, ob sie jemanden kennen würden, der mit Drogen zu tun hatte oder an einer Überdosis gestorben war, war die Antwort immer ja. Wir haben dann die richtigen Schauspieler*innen gefunden, darunter auch einige nichtprofessionelle. Die Frau, die die Grossmutter spielt, war zum Beispiel keine Schauspielerin, sondern die pensionierte Besitzerin eines Möbelgeschäfts in Vigo. Sie kam zum Casting und passte perfekt. Auch Llúcia Garcia war kein Profi. Wir haben uns etwa 3.000 Mädchen angesehen und schliesslich Llúcia Garcia, auf der Strasse entdeckt, auf dem Rückweg von einem Ferienlager. Sie war eine der letzten, die beim Casting auftauchten. Uns war sofort klar, dass sie es war. Sie fing sehr schnell mit den Proben an und fügte sich sofort ein.

Sie haben in Ihren Filmen immer die verschiedenen in Spanien gesprochenen Sprachen gemischt, was im spanischen Kino eher ungewöhnlich ist. In «Romería» hört man Spanisch, Katalanisch, Galicisch und ein wenig Französisch.

Für mich sollten die Geschichten in der Sprache gedreht werden, in der sie am natürlichsten erzählt werden können. Die Familie, die wir zeigen, musste Spanisch sprechen, weil das, ob man will oder nicht, die Realität ihrer privilegierten sozialen Schicht in dieser Gegend ist. Ich wollte aber trotzdem, dass man auch Galicisch im Film hört, Katalanisch sowieso, da es die Muttersprache der Protagonistin ist. Den ganzen Film in nur einer Sprache zu drehen, hätte bedeutet, den Zauber und die Nuancen zu verlieren. Die Briefe meiner Mutter zum Beispiel sind auf Katalanisch geschrieben, das war mir heilig, ich wollte sie unter keinen Umständen übersetzen. Vielleicht wird mir das weniger wichtig sein, wenn ich Filme mache, die weniger mit meiner Familie zu tun haben, aber im Moment ist es so.

Glauben Sie, dass die Familie irgendwann nicht mehr die wichtigste Inspirationsquelle für Ihre Filme sein wird?

Die Familie wird mich immer interessieren, ich liebe es, davon zu erzählen. Ich glaube nicht, dass dieses Thema jemals erschöpft sein wird. Bisher habe ich erzählt, was ich kenne, das gab mir eine gewisse Sicherheit. Jetzt bin ich an einem Punkt, an dem ich mich gerne mit anderen Themen beschäftigen möchte, die nicht direkt mit mir zu tun haben. Es interessiert mich, über Dinge sprechen zu können, die mir nicht so nahe sind. Mir geht die Idee zu einem Musikfilm über Flamenco durch den Kopf, das befindet sich noch in einer sehr embryonalen Phase, aber irgendwann werden wir ihn machen, denke ich. Es gibt schon in «Romería» einige Bezüge zum Flamenco, meine Mutter mochte ihn sehr, wie mir mein Adoptivvater, ihr Bruder, erzählt hat. Also, Sie sehen, selbst dieses Thema ist nicht losgelöst von meiner Familiengeschichte...

5. Cast

Marina	Llúcia Garcia
Nuno	Mitch Martín
Lois	Tristán Ulloa
Lago	Alberto Garcia
Olalla	Miryam Gallego
Xulia	Janet Novás
Grossvater	José Ángel Egido
Grossmutter	Marina Troncoso
Virxinia	Sara Casanovas
Denise	Celine Tyll



Teil der Familie im Film

6. Crew

Regisseurin	Carla Simón
Drehbuchautorin	Carla Simón
Bildgestaltung	Hélène Louvart
Produzentin	María Zamora
Koproduzentinnen	Olimpia Pont Cháfer, Àngels Masclans
Regie-Assistenz	Daniela Forn
Szenenbild	Mónica Bernuy
Maskenbild	Paty Lopez Lopez
Kostümbild	Anna Aguilà
Frisuren	Paco Rodriguez H.
Schnitt	Sergio Jiménez, Ana Pfaff
Mischung	Alejandro Castillo
Ton	Eva Valiño
Filmmusik	Ernest Pipó
Casting	María Rodrigo
Casting (Marina)	Irene Roqué
Herstellungsleitung	Elisa Sirvent
Produktion	Elastica Films
Koproduktion	Ventall Cinema, Dos Soles Media mit Romería Vigo, Moviestar Plus+, RTVE, ZDF/ARTE